

Rede zur Ausst.eröffnung: „PETER STEPHAN (1927-2014) –
Maler, Seefahrer, Erzähler“ im Museum Stangenberg Merck,
Jugenheim, 22.I.16

Was hat sich Peter Stephan doch alles einfallen lassen, um der eigenen Künstlerkarriere ein Bein zu stellen! Das beginnt, meine sehr verehrten Damen und Herren, bereits mit dem Studium des nicht mehr ganz jungen Mannes an der Münchner Akademie. Statt um seine Professoren herumzuscharwenzeln und womöglich gar irgendeinen Stil nachzuahmen, der damals, Anfang der sechziger Jahre, besonders angesagt ist, verkrümelt er sich lieber in die Graphische Werkstatt, um in aller Ruhe den Geheimnissen des Ritzens und Ätzens und Druckens mit Kupfer- und Steinplatten auf den Grund zu gehen. Irgendeinem höhergestellten Professor muß das sauer aufgestoßen sein. Mit dem Ergebnis, daß Stephan ziemlich bald, unterm Vorwurf, zu unabhängig, zu unordentlich und irgendwie „nicht faßbar“ zu sein, der Lehranstalt verwiesen wird. Zieht er daraus die Konsequenz, an eine andere Akademie zu wechseln, am gescheitesten am Niederrhein, wo sich in den Düsseldorfer und Kölner Galerien, bald auch auf der Art Cologne, Deutschlands kommerzielles Kunst-Zentrum herauschält? Ach was. Stephan verlagert seinen Lebensmittelpunkt sogar an die Peripherie Europas, hält sich mit kräfteverschleißenden Brotjobs über Wasser, und das ganz buchstäblich so, weil vieles davon sich auf Schiffen abspielt. Er treibt sich in Süd- und Nordfrankreich herum, vor allem jedoch in Griechenland, wo er sich an der Bucht von Volos, man kann sagen: im dicksten Kracher, eigenhändig ein Häuschen errichtet. Um fortan mehr Umgang mit der einheimischen Bevölkerung zu pflegen als mit allen Künstlerkollegen, Galeristen, Sammlern, Kunstkritikern zusammengenommen. In nicht wenigen Punkten – die Fotos in der Vitrine belegen das – war Peter Stephan ein bärtiger, langmähniger, vogelfreier Aussteiger, ein Öko, ein Hippie, ein Freak, lange bevor das gängige Schlagwörter wurden.

Seine Kardinalsünde wider den Weltruhm jedoch: er blieb, in Malerei wie Radierung, einem Kosmos kleinteilig wuselnder Figuren treu, quer zu allen Diktaten des Marktes, der lange Zeit bekanntlich mit Ignoranz strafte, was nicht abstrakt daherkam, und eines als absolut gestrig verteufelte: Kunst, die, auf die Gefahr, naiv zu wirken, Geschichten erzählt. Wenn jedoch das Trio von Begriffen, mit dem Peter Stephan auf der heutigen Einladungskarte einem südhessischen Publikum vorgestellt wird: „Maler – Seefahrer – Erzähler“, über eine gemeinsame Schnittmenge verfügt, dann ist es just diese Fabulierfreude. Je länger ich mich in den vergangenen Wochen in Person und Werk eingedacht habe, umso mehr wurde

Stephan mir zu einem zweiten Sindbad, der uns, mittels seiner Ölmalerei wie seiner Ätzradierung, von all dem berichtet, was er auf seinen Reisen, sagen wir: zwischen Cornwall im Nordwesten und Anatolien im Südosten, gesehen hat. Mehrfach legte er in beiden Techniken Proben seines Könnens vor, untertitelt „eldivan“. Nun heißt Eldivan eine kleine Region in der Türkei, unweit des Schwarzen Meers. Divan kann freilich auch eine niedrige gepolsterte Sitzbank bedeuten, einen herrschaftlichen Audienzsaal ebenso wie eine Gedichtsammlung – man denke an Goethes „West-Östlichen Divan“. Motivisch klingt auf den „eldivan“-Arbeiten alles Genannte an. Sehr entspannt lümmelt sich ein hagerer Mann, ein Tuch als Turban um den Kopf geschlungen, auf einem Sofa, das so zerschlissen ist wie seine Kleidung. Zu seiner einen Seite ein Samowar, auf dem eine Frau gerade in blauem Kännchen Tee nachbereitet; zur anderen Seite ein Stehklavier, in dessen Tasten ein ebenso abgerissener Kumpan gerade hineinhämmert. Ringsum, neben allerlei Haustieren, Jung und Alt als Zuhörer. Denn die Hauptfigur spielt selber, mit auffallend zarten Fingern, auf einer orientalischen Laute. Ich kann das nur als eine ins exotische Ambiente verpflanzte Selbstdarstellung unseres Künstlers deuten. Nein, kein wirkliches Selbstporträt. Stattdessen eine Allegorie auf die Rolle, die er ausfüllt in der Gesellschaft. Er unterhält, er fasziniert mit seinen Erzählungen und Gesängen bzw. Bildern, doch er beschönigt nicht. Heile-Welt-Illusionen werden hier keine verhökert. „Die Menschen in den Bildern sind arm“, kommentiert Doris Schmidt die in der Edition Curt Visel veröffentlichte Auswahl der Radierungen. Und fährt fort: „Sie haben kaum den Fisch, der groß genug ist, die Familie satt zu machen; sie haben ihr Täßchen und ihren Teller, und das Brot ist knapp.“ Trotzdem lautet gleich ihr nächster Satz: „Diese Welt ist beneidenswert reich.“

Was bezweckt die Autorin mit solchem Widerspruch? Ich bin mir sicher, sie spielt damit einerseits an auf die Fülle von dinghaften Details, die es auf den Bildern von Fischerdörfern und Schiffswerften, von Landbahnhöfen und Zwergschulen, von Kuppelkirchen und Klosterruinen, von Jahrmarktszelten und Hafenspelunken zu entdecken gibt, Bilder von Bärenführern und Kamelwagen und Hausierern und sonstigem zigeunerisch fahrendem Volk – in die möglicherweise Erinnerungen an Stephans im südlichen Ungarn verbrachte Kindheit und Jugend eingeflossen sind. Bilder aber auch immer wieder von kuschelig zusammengescharten Familien, bald aufgereiht, als habe ein Fotograf mit altmodischer Kastenkamera seinen Besuch angekündigt, bald jeder auf seine Weise, den schweren Kopf aufgestützt, versunken in Träumerei und Müßiggang. Die Männer mit struppigen Schnauz- und Kinnbärten, die Frauen dagegen mit glatten ovalen Gesichtern unterm allfälligen

Kopftuch, aus denen die Augen groß und ernst hervorstechen wie auf byzantinischen Ikonen. Und fast alle barfuß. Andererseits mag Doris Schmidt, wenn sie ausgerechnet von Reichtum spricht, die Nestwärme im Sinn haben, die das Figurenensemble einhüllt. Formal drückt sich das aus in den dunkel-dichten Strichlagen und Kreuzschraffuren der Radierungen, den behutsam gesetzten Farbnuancen der Ölgemälde, über die nicht selten, wider alle akademische Regel, mit spitzem Pinsel oder Stift die Konturen schwarz nachgezogen sind. Das mag insgesamt atmosphärisch düster wirken. Doch ist es eine Düsternis von der Art, die birgt und schützt, nicht erdrückt und erstickt. Ich bin versucht, Rilkes oft mißbrauchte Gedichtzeile zu wiederholen: „Denn Armut ist ein großer Glanz aus Innen...“ Asoziale Bretterbüdler und Hungerleider sind das bloß aus der Sicht eines zynischen mitteleuropäischen Materialisten. Zumindest mangelt es ihnen nicht an Liebe und Muße und Gemeinschaft. Sogar das Siechsein und das Sterben sind eingebunden mitten ins pulsierende Leben. Und, wie knapp immer das Brot ist, für Musik und Tanz bleibt die Zeit. Kostbare Güter fürwahr. Ich stelle mir vor, daß Peter Stephans von genauer eigener Beobachtung gefütterter Bilderkosmos für sein deutsches Publikum eine doppelte Funktion ausübte: zuerst, in den fünfziger, sechziger Jahren als exotische Gegenwelt, in die sich gestreßte Wohlstandsbürger so sehnsüchtig flüchten konnten wie in die Karibik-Schlagerhits von weiland Freddy Quinn oder Lolita, nur mit mehr Biß; ab den siebziger Jahren mit ihren bunten Strömungen von rebellischer Gegenkultur dann verkörperten die Bilder das gar nicht mehr so abseitige Modell eines Lebens näher an der Natur und den fundamentalen Gegebenheiten der Existenz. Da nämlich begann Stephans Aussteigertum plötzlich weite Kreise zu ziehen...

Man mag Peter Stephans Kunst des Eskapismus zeihen. Man übersähe dabei freilich nicht nur seine grundsätzliche, echtgefühlte Sympathie mit den Randexistenzen, Existenzen tatsächlich am Rande Europas, die aus seinem Schaffen ablesbar ist. Man vergäße auch, daß von ihm direkte politische Statements vorliegen. Etwa eine 1969 entstandene Radiermappe, die unter dem Titel „Grausame Epigonen Hitlers“ gegen die in Athen herrschende Militärjunta protestierte. „Es gibt, auf die selbstverständlichste Weise, Sozialkritik in allen Bildern“, hat der Schriftsteller Christoph Meckel, einst Stephans Kommilitone an der Münchener Akademie, ihm bescheinigt. Um fortzufahren: „Er hat von Anfang an eine eigene Welt, ein eigenes Menschenbild in einer eigenen Handwerklichkeit hingestellt.“ Meine Aufgabe zum Abschluß dieser Einführungsrede soll es sein, kurz darauf hinzuweisen, wie diese durchaus eigene, hochoriginelle Bilderwelt doch anknüpft an die kunsthisto-

rische Tradition. Exotisch – um das Wort nochmals aufzugreifen – war das, was Peter Stephan dem Kunstpublikum ab etwa 1950 zu bieten hatte, hauptsächlich dem ethnographischen Milieu nach. Man bedenke: ein Paul Gauguin war bereits 1891 aufgebrochen in die nach Längengraden viel entrückteren Fernen der Südsee. Eigentlich hatte Stephan mit seinen Szenen vom Balkan, von Griechenland und vom Vorderen Orient wiederentdeckt, nur aus anderem Blickwinkel, was Zeichner und Maler von nördlich der Alpen im ganzen 19. Jahrhundert auf ihrer Grand Tour bereisten. Die Länder nämlich, wo einst die antike Kultur geblüht hatte, deren Hinterlassenschaften es zu studieren galt. Das Pittoreske der dort lebenden Menschen wußten auch sie zu schätzen, oft im Irrglauben, in deren Kostümen und Sitten spiegele sich noch getreu die Größe untergegangener Jahrtausende. In solche idealisierenden Fallen ist Peter Stephan nicht getappt. Die Märchen, die er erzählt, handeln vom einfachen Volk und seinen frugalen, doch deshalb nicht freudlosen Lebensumständen. Wenn ich in die Schenkstuben und Wohnhöhlen und Schiffsrümpfe hineinluge, die er er entwirft, in die Gesichter der von ihresgleichen und von ihrem Viehzeug – darunter, hoppla!, auch Bären – eng umdrängten Bauern und Schäfer, Dorfschmiede und Matrosen... in die Gesichter der Kartendrescher und der Instrumentenzupfer, der unerlösten Lazarusse und der nur mit Kindern überreich gesegneten Madonnen, der voneinander kaum zu unterscheidenden Schelme und Schurken, dann begreife ich Stephan als Erben der alten Holländer. Auch die, bis zurück zum Bauernbreughel, lieferten Gemälde vom Alltag des einfachen Volkes, mit sozialrealistisch geschärftem Auge für die Wirklichkeit, aber vorgetragen mit so viel Schmackes und Fabulierlust, daß dem Betrachter das pralle Leben förmlich mit nacktem Hintern ins Gesicht springt. Das Derbe mag Peter Stephan ins Poetische, den krachenden Humor ins Zärtlich-Melancholische gewendet haben. Doch bleibt kein Zweifel daran, mit wem er das Brot teilt, mit wem er sich solidarisiert, in welcher Gesellschaft er sich zuhause fühlt.

© Dr.Roland Held, Darmstadt 2017